

Wie man bei den Schwaben in Bessarabien und in der Dobrudscha Weihnachten und Neujahr feierte

Von Hedwig Bauer

Tannenwald gibt es in Bessarabien wenig und in der Dobrudscha gar nicht. Infolgedessen waren die Tannenbäume auch teuer, denn sie mußten von Siebenbürgen in die Schwarzmeergegenden eingeführt werden. Besonders in der Dobrudscha machte man sich daher zumeist falsche Tannenbäume, indem man Akazien oder Schlehen mit grünem, tannennadel-ähnlich geschnittenem Papier verkleidete.

Am Heiligen Abend, dem Christtobed, war eine Weihnachtsfeier in der Kirche. Dort stand ein großer Christboom, ein echter Tannenbaum mit farbigen Kugeln und Kerzen, der vom Kirchengeld bezahlt war; bis nach Heilig drei König blieb er stehen. Ein schulentlassenes Mädchen trat als Christkind auf, in weißer Kleidung, mit einem feinen Linnen oder Schleier über Kopf und Gestalt, manchenorts auch mit einem roten Stirnband oder einem Kranz aus Wachsb Blumen; bei ihm waren mehrere ähnlich verkleidete Engel mit goldenen Flügeln, und alle zusammen sangen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her usw.“ Unsere anderen Weihnachtslieder wie: Stille Nacht, Ihr Kinderlein kommet, Alle Jahre wieder, O du fröhliche, o du selige, Welch ein Jubel, welche Freude usw. wurden dann von der ganzen versammelten Gemeinde gesungen. Zuletzt kam die Bescherung der Kinder durch die Gemeinde. Sie hatten ihren Platz auch vornedran beim Christkind. Gedichte mußten sie sagen, die sie in der Schule gelernt hatten. Am Schluß kriegte jedes Kind sei' Dut', die etwa vier Pfund wog und folgende gute, aber auch nützliche Dinge enthielt: Strohnisse (= Erdnüsse) und Walnüsse, ein paar Zuckerle oder „Schlotzerle“, zwei Äpfel, eine Mandarine, Feigen, Lebküchle, einen Bleistift, einen Löschgummi (Radiergummi), einen Federstock (Federhalter) und eine Feder, dazu noch zwei Hefter separat.

Nach der Feier ging „das“ Chor von der Kirch zu den Schwerkranken, um bei ihnen ein paar Kirchenlieder zu singen.

Auf dem Heimweg mußten die Eltern ihre Kinder gleich fest zu sich nehmen, denn man war jetzt schon nicht mehr sicher vor den Rutenhieben des Pelzmärts. Der Nikolaus, dieser sogenannte Pelzemärtl oder Pelzebock, der nicht am 6. Dezember, sondern an Weihnachten kam, hinterließ wohl einen viel stärkeren Eindruck als das Christkind. Er kommt auch

jetzt noch bei vielen dieser Flüchtlingsfamilien von dort unten vor. Die Kinder sagen „scho, eb er kommt“, in froher Spannung:

Pelzemärtl, komm herei, / Bring mer schene Sache
Äpfel, Bira, Nussa, / Mach mer kei Verdrusse, [rei,
Lauter schene Sache, / Daß mer driber lache!

Draußen poltert er schon. Da tritt er herein! Sein Aussehen und Auftreten kann den Kleinen schon Angst und Respekt einflößen: Er ist bekleidet mit einem Pelzmantel, auf dem Kopf eine „Pudelskapp“ (Pelzkappe), das Gesicht verschmiert mit Ruß, ein Bart aus Wolle (weiß oder auch andersfarbig), hat Glocken anhängen, wird an einer Kette, die ihm um den Leib gebunden ist, geführt von drei oder vier „umkleidete“ Männer (verkleidete junge Burschen). Letztere kommen eigentlich zu den großen Mädle und schlagen sie. Der Pelzmärtl kommt „hereinkrebselt“ auf allen Vieren. Wenn er mit der Rute schlägt und zu grob wird zu den Kindern, ziehen ihn die vier anderen zurück und schlagen ihn auch mit Ruten. Er fragt streng:

„Willscht du bete?“

Da müssen die Kinder wieder beten oder Sprüche sagen, wie sie es eben gerade können:

Denkt euch, ich habe das Christkind gesehen:

Es kam aus dem Wald, das Mützchen voll Schnee,
Mit rot gefrorenem Näschen.

Die kleinen Hände taten ihm weh;

Denn es trug einen Sack, der war gar schwer,
Schleppte und polterte hinter ihm her.

Was drin war, möchtet ihr wissen,

Ihr Naseweis, ihr Schelmenpack,
Meint ihr, er wäre offen, der Sack?

Zugebunden bis oben hin.

Dort war gewiß etwas Schönes drin,

Denn es roch so nach Äpfel und Nüsse.

Die kleineren Kinder machen es leichter und kürzer:

Pelzmärts Knoche, / Bete alle Woche,

Bete mich ins Himmelreich.

Was ich krieg, das eß ich gleich.

Dann kriegen sie von ihm auch eine „Dut“, welche natürlich die Eltern vorher gegeben haben. Wenn er draußen ist, schwindet auch die Angst, und die Keckeren höhnen ihm noch nach: „Pelzemärtl, Ofeloch ...!“

Nun wendet man seine ganze Aufmerksamkeit dem Bescherungstisch zu, der neben dem Christbaum hergerichtet ist. Dort sind zunächst die Geschenke für jeden einzelnen aufgelegt; dahinter aber häuft sich an Naschwerk, was man sich nur wünschen mag: Aus Milch, Zucker und Kakao selbstgekochte Zuk-

kerle, weiße und braune, Äpfel, gepreßte Feigen, Nüsse, Haselnüsse und vor allem Erdnüsse, die ja nicht fehlen durften, dann natürlich noch Rotwein und „Lebküchle“, wie man sämtliches Kleinbackwerk bezeichnete, als da waren: Ausstecherle, Honigbrötle, Sirupkuche, nämlich geschnittene, mittendurch mit Marmelade – womöglich Rosenmarmelade in der Dobrudscha – gefüllte und mit Zuckerglasur überzogene Lebkuchen, Milchstengele, geschnittene Biskuit, durch die Wurstmühle getriebene mürbe Raupen, Riebeleskuchen (= Sträußelkuchen), geriebene Kuchen mit mehreren Zwischenlagen von Marmelade, mit Nüssen gefüllte Strudle, Süßbrot und noch die allbekannten Zöpfe. Hier konnte jeder nach Herzenslust zugreifen, so, daß man oft nicht einmal mehr Bedürfnis nach dem eigentlichen Abendessen, bestehend in Schunken, Sauerkrautwickeln, Speck, Würsten und Weißbrot.

Anderntags, also am „ersten Weihnachtstag“ in der Früh, gehen die kleinen Kinder in der ganzen „Freundschaft“ (Verwandschaft) herum, zuerst zu den Taufpaten, und sagen:

Ich bin en kleiner Kenich (König),
Gebt mer net zu wenich,
Laß mer net so lange steh,
I muß a Häusle weiter geh.

Dann kriegen sie ein paar Lebküchle und ein paar kleine Geldstücke.

Für das Mittagessen hatte man selbstverständlich mehrere Tage zuvor alle Vorbereitungen getroffen, d. h. in jedem Haus 20–40 Gänse oder Enten und Hühner geschlachtet, denn es gab Hühnersuppe mit selbstgemachten feinen Nudeln, „Brates“ (nur von Geflügel), dazu „truckene Nudle“ (breite Nudeln abgeschmolzt), im schwimmenden Fett „brotene“ Kartoffeln, Zibebenreis und als Nachtisch eine „Pflaumensupp“ (gekochte „dörrte“ Zwetschgen mit viel Zucker daran).

Am zweiten Weihnachtsfeiertag war bei allen Deutschen im Südosten, katholischen und evangelischen, Tanz für die jungen Mädchen und Burschen. Er begann nach dem Mittagessen und dauerte bis nachts zwölf Uhr. Unsere wackeren Schwaben schlugen aber auch noch den folgenden Werktag als Tanzfeiertag dazu. Die Buben bezahlten den Tanzsaal und die Musik. In der Dobrudscha hatte man nur einen Spielmann, dessen „Blasbalge“ (Ziehharmonika) ganz bebunden war mit Bändern, welche die Mädle hatten kaufen müssen.

Als besonderer Feiertag wurde dann noch in vielen Gemeinden der folgende Tag, der 28. Dezember, ge-

halten, der sogenannte Wanderstag. Die erwachsene Dorfjugend spannte den Schlitten ein; darauf fuhren alle großen Buben und Mädle in Sonntagskleidern singend und spielend durchs ganze Dorf. Im Anschluß daran wurde wieder getanzt bis Mitternacht.

Da blieb wahrhaftig keine allzulange Pause mehr, bis wieder ein Fest, das Neujahr, zu feiern war. Das alte Jahr wurde abends mit einem Gottesdienst abgeschlossen. Kurz vor Mitternacht wurde es „ausgelitten“. Und gleich, sobald das neue „angelitten“ war, fiel in der Mitte des Orts der erste Schuß, und dann schossen es die Burschen mit Pistolen ihren Mädle an. Wohl der gemütlichste der dabei vorgetragenen Wünsche lautete:

Mei Wenschle isch net klei, net groß!
(zum draußen bereitstehenden Kameraden):
Konrad, schieß los!

In der Regel kriegte man dann einen Schnaps dafür. Wenn nicht, wußte man auch seinem Ärger poetisch Luft zu machen:

Und habt ihr uns die Verehrung nicht gegeben,
Dann soll euch das Hemd ...

Die weiteren Zeilen und Reime lassen sich aus ästhetischen Gründen gar nicht schriftlich wiedergeben.

Die Kinder fanden zu ihrem, bei allen Festen überall üblichen volkstümlichen Heischerecht am Neujahrsmorgen Gelegenheit, wo sie wieder wie an Weihnachten bei Onkeln und Tanten auftraten mit ihren Sprüchlein, die ganz Kleinen mit:

I bin an kleiner Mann,
Gebt mir fünfzig Ban!
(Ban = rumänisches Kleingeld)

oder:

Ich wünsch, i wünsch, i weiß net was,
Langt ir in d' Tasch und gebt mir was!,

die Größeren mit:

Weil das neue Jahr ist gekommen,
Hab ich mir es vorgenommen,
Euch zu wünschen in der Zeit
Friede, Glück und Einigkeit!
So viel Flocken in dem Schnee,
So viel Tröpflein in dem Regen,
So viel Glück und so viel Segen
Soll Euch Gott, der höchste, geben
In diesem neuen Jahr!

Guten Morgen, Vetter (Bäse) N. N.!

Wieviel von alledem hat eine Verwandschaft im Württemberger Land!?

Der zuletzt angeführte Neujahrswunsch wird auch hier herum, z. B. im Enztal, den Paten vorgetragen.

Die Erscheinung des Pelzemärzls als einer poltern-
den, schellentragenden Schreckgestalt, als eines ruß-
geschwärzten, an der Kette geführten, vierbeinigen,
dem Beelzebub verwandten „Pelzebock“, der erst am
Heiligen Abend kommt, kennt man mit größeren
oder kleineren Abwandlungen in manchen Land-
strichen Württembergs, z. B. im Welzheimer Wald,
im Murrthal, bei Ludwigsburg, bei Hall, um Nagold
und am oberen Neckar. Kein Wunder, daß sich auch
in Sitte und Brauch so viel Vergleichbares und Ähn-
liches bietet! Klingt uns Schwaben doch die Sprache
der Bessarabier und Dobrudschaner so vertraut.

Vor rund 150 Jahren haben die meisten von ihnen,
vorwiegend aus den evangelischen Landesteilen, etwa
dem unteren Remstal, dem Neckartal oder dem obern
Nagoldtal stammend, ihre Heimat verlassen. Miß-
ernten, fortwährende Kriegsdienste, Drang nach
Freiheit in der Religionsausübung hatten sie zur
Auswanderung veranlaßt. Wenig vermischt mit Men-
schen anderen Stammes und anderer Nationalität
haben die 24 Mutterkolonien Bessarabiens mit ihren
119 Tochttersiedlungen und den in die Dobrudscha
Abgewanderten ihre schwäbische Art erhalten, bis
sie das Jahr 1941 aus ihrer neugewonnenen Heimat
riß. Jetzt hat das Flüchtlingsschicksal viele von ihnen
auf mancherlei Umwegen wieder an den Ort ihres
Ausgangs zurückgebracht.

Der Weihnachtsbaum zu seiner Zeit und zur Unzeit

Abkehr von der Verflachung oder Fortsetzung?

Das Weihnachtsfest ist bei uns durch Verwebung von
uraltem germanischem Brauchtum und christlichem Glauben
zum schönsten unserer Feste geworden. Es ist an
die Stelle der Feier der Sonnenwende getreten, die der
Germanen in den mächtigen, dunklen Wäldern und
schneebedeckten Fluren mit vereisten Gewässern aus der
Sehnsucht nach dem Sonnenlicht, dem Segenspender des
Werdenden in Haus und Hof, im Wald und auf dem
Felde, beging. Die grünen Zweige, die er in seiner Hütte
als Symbol des Werdens aufhängte, gingen allmählich
über in den immergrünen, mit brennenden Kerzen ge-
schmückten Tannenbaum, als Symbol des Lichtes der
Welt. Dieser Baum erhöhte mit seinem Zauber in Hüt-
ten wie in Palästen im Kreise der Familie das Weih-
nachtswunder, die Frohbotschaft. Er läßt immer wieder
die Kinderaugen erstrahlen und wirft den Erwachsenen
seinen Schein stets auf die selige Stunde zurück, in der
das Wunder im trauten Kreise der Eltern und Ge-
schwister, in der Geborgenheit der Familie, im tiefsten
Winterabend erblühte. Sein Zauber war es auch, der

dem Herzen des Dorfpfarrers aus Tirol das wunder-
volle Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ entlockte. Und
dieser Baum der stillen Nacht, der Verkünder eines Ge-
heimnisses für Geist und Seele, wurde nicht nur durch
die vorzeitigen vergnüglichen Vereinsweihnachtsfeiern
entweiht, sondern auch nach und nach ein Mittel der
Reklame und bis vor wenigen Jahren, eine Zeitlang, der
politischen Propaganda, deren wahre Zielsetzung das
Gegenteil seiner symbolischen Bedeutung war. Schon
vier Wochen vor dem Weihnachtsfest benützt man ihn
zu diesen Zwecken in den übertriebensten Aufmachun-
gen und vielfach mit den profansten Begleitworten. Seine
vorzeitige Aufstellung begann mit den Vereinsfeiern und
allmählich kam er in die Schaufenster sowie in die Vor-
hallen der Banken, zuletzt nahm der Mißbrauch seiner
Würde und seines Zaubers immer rascher zu. Er mußte
nicht nur zur Unzeit einen Standort in den Warte-
räumen der Bahnhöfe und auf den Türmen und Bal-
konen der Geschäftshäuser in den Großstädten, sondern
auch auf den Marktplätzen und Straßen in Stadt und
Land finden. Aus dem niedlichen Tannenbaum mit dem
natürlichen, lebendigen Kerzenlicht am Weihnachtsabend
in der Hütte wurde zuletzt die zur Unzeit auf die
Straße gestellte haushohe Fichte mit sinnbildloser elek-
trischer Beleuchtung. Der symbolische Baum wird seiner
alten zauberhaften Wirkung immer mehr beraubt, und
Weihnachten kann weder den Erwachsenen noch den
Kindern ein erwartungsvolles Fest mehr sein. Das ist
höchst bedenklich.

Es wendete sich deshalb schon von einem Jahrzehnt
einer unserer schwäbischen Dichter mit scharfen und
dortmals sehr gewagten Worten gegen die Verflachung:

„Und so weit konnte es kommen, ohne daß ein Mensch
aufschrie! – Wir wollen Brauchtümer schaffen und zer-
stören die schönsten, die wir besitzen! – Wissen denn
diese Menschen, was sie zerstören am Kinde? – Wissen
sie, daß sie ihm den schönsten Kindertraum rauben? –
Wissen sie, was sie ihm nehmen an seliger Erwartung,
an gläubigem Staunen? – Wissen sie, was sie zerstören
an der deutschen Seele, an ihren Wurzeln, an den Kin-
dern? – Zu ihnen rede ich nicht, sie würden mich nicht
verstehen, denn ihr Gott ist ihr Konto, ihr Glaube die
Maschine. Warum ich dann überhaupt rede? Weil das
alles gesagt werden muß, schon damit es gesagt sei;
weil eine Wahrheit nur lebendig bleibt, wenn man für
sie kämpft. – Es muß ein an Geist und Seele armer
Mensch gewesen sein, der den Weihnachtsbaum auf die
Straße gezerrt hat.“

Diese eindringliche Mahnung ist seinerzeit verhallt und
der mutige Kampf des Dichters blieb ohne Erfolg.
Was nun dereinst dem Kampf versagt blieb, sollte heute
der Besinnung und Einsicht beschieden sein. Um eine
bessere Zeit zu bekommen, müssen nicht nur günstigere
materielle Lebensbedingungen geschaffen werden, son-
dern es muß sich auch wieder eine Zeit sowohl der Ach-
tung aller vor dem Nächsten, als auch der Ehrfurcht